

SOZIALWISSENSCHAFTLICHES INSTITUT

der Evangelischen Kirche in Deutschland 

Suchet der Stadt Bestes – Verantwortung für das Leben morgen

Was tun gegen Armut?

Gerhard Wegner

Es ist eine Binsenweisheit festzuhalten, dass Deutschland und Mitteleuropa nach wie vor zu den reichsten Gegenden dieser Welt gehören – dennoch aber hat sich in den vergangenen zehn bis fünfzehn Jahren ein neues Armutssproblem in unserem Land herausgebildet. Es wird an Schärfe mit großer Wahrscheinlichkeit, gefördert durch die Wirtschaftskrise, die wir im Augenblick erleben, noch weiter zunehmen. Diese Situation fordert natürlich auch unsere Kirche und Diakonie heraus und stellt uns vor die Frage, ob wir unserer Verantwortung angesichts dieser Situation wirklich gerecht werden. Um nur einen ganz aktuellen Bezug aufzugreifen: Selbst die von der Bundesregierung schon länger bereit gestellten Mittel zur Unterstützung längerfristig Arbeitsloser werden nur in einem geringen Maße abgerufen¹. Hilfe wird hier ganz leicht gemacht – aber sie funktioniert nicht. Warum?

Armut in unserem reichen Land hat ein anderes Gesicht als Armut in den Hungergegenden Afrikas, aber sie ist für die Betroffenen nicht weniger zerstörerisch. Sie hindert sie daran, ihre eigenen Fähigkeiten zu entfalten und die gesellschaftlichen Möglichkeiten, die unser Land im Grunde genommen für alle bieten könnte, auch wirklich zu ergreifen. Armut hindert auch in einem geistlichen Sinne daran – und dies soll eine leitende These meines Vortrages sein –, seiner Berufung gerecht zu werden. Insofern ist Armut weit mehr als nur ein materielles Problem, sondern hat in vielerlei Hinsicht auch mit „spiritueller Vernachlässigung“ – wenn man das so sagen kann - von Menschen in unserem Land zu tun. Ich betone diese Dimension besonders, ohne damit natürlich das Problem der materiellen Lage

¹ Vergl. Hans-Jürgen Genz und Gerhard Wegner: „Kirche und Diakonie könnten deutlich mehr tun.“ Warum Jobprogramme für Langzeitarbeitslose versagen. In: epd-sozial Nr. 17 vom 24.4.09 S. 13

herabstufen zu wollen, weil sich von ihr her besonders deutlich die Herausforderungen für uns als Kirche und Diakonie akzentuieren lassen und an Dringlichkeit gewinnen.

Der entscheidende Punkt in der ganzen Debatte über Armut ist ja selten, dass man nicht wüsste, was zu tun wäre, sondern es ist sehr viel mehr, dass der politische Nachdruck und bisweilen auch der institutionelle organisatorische Wille fehlt, mögliche entscheidende Änderungen zugunsten der Armen vorzunehmen. Man sieht ja jetzt an der Finanzkrise, wie schnell sich gewaltige finanzielle Mittel bewegen lassen, wenn das System insgesamt bedroht ist – wie unendlich viel schwieriger ist es aber, dies für Menschen in Armut zu tun. Ein diesbezügliches Menetekel ist das offensichtliche Scheitern der SGB II – Reform in der Befähigung derjenigen, die Befähigung besonders brauchen. Wir brauchen Chancengleichheit – aber sie ist nur durch Verteilungsgerechtigkeit herzustellen. Hier ist auch unsere Kirche gefordert.

Der besseren Übersicht halber trage ich meine Gedanken konzentriert in zehn Thesen vor. Interessierte können weitere Ausführungen der beigefügten Literatur entnehmen.

I. Leitorientierung: Gerechte Teilhabe

Warum geht uns Armut überhaupt etwas an? Warum muss christliches Handeln, aber auch Wirtschafts- und Sozialpolitik, darauf zielen, Armut möglichst zu beseitigen? Aus christlicher Sicht nicht nur deswegen, weil dies sozusagen humanistisch geboten sei – was ja durchaus von harten liberalen Theoretikern bestritten werden könnte –, sondern weil Armut die Verwirklichung der Bestimmung der Menschen bzw. geistlich gesprochen ihre Berufung durch Gott beeinträchtigen, ja verhindern kann. Menschen haben im Glauben Anteil an der Fülle des Lebens, wie sie uns in der Wirklichkeit Gottes geschenkt und verheißen ist. Aus der Partizipation an dieser Wirklichkeit Gottes resultiert, so hat es die Denkschrift der EKD zum Thema „Armut“ aus dem Jahre 2006 sehr deutlich formuliert, das Recht jedes Einzelnen auf Teilhabe an den Möglichkeiten der Gesellschaft. Gerecht ist eine Gesellschaft oder eine Gemeinschaft immer dann, wenn in ihr jeder Mann und jede Frau seiner und ihrer Bestimmung gemäß leben kann.² Dazu muss es die Möglichkeit geben: Chancengerechtigkeit meint nichts anderes.

Wie dies im Einzelnen aussieht, kann nicht abstrakt oder allgemein, sondern nur in der jeweils einzelnen Begegnung mit Gott entschieden werden. Die gesellschaftlichen Strukturen sollten hierfür jedoch Räume und befähigende Hilfen vorhalten. D.h., es geht vor allem um die Möglichkeiten, seine eigene Berufung auch erkennen zu können, sie in Erziehung und Bildung auszubilden und in die Kooperation mit allen in der Gesellschaft einzubringen. Entsprechend heißt es in der Armut-Denkschrift: „Eine gerechte Gesellschaft muss so gestaltet sein, dass möglichst viele Menschen tatsächlich in der Lage sind, ihre jeweiligen Begabungen sowohl zu erkennen als auch sie auszubilden und schließlich produktiv für sich selbst und andere einsetzen zu können. Eine Gesellschaft investiert folglich, wo immer es geht, in die Entwicklung der Fähigkeiten der Menschen zur Gestaltung ihres eigenen Lebens sowie der gesamten Gesellschaft in ihren sozialen und wirtschaftlichen

² Vergl. dazu Gerhard Wegner: „Gerechte Teilhabe“ als Leitbild evangelischer Gesellschaftsgestaltung für Europa. In: Konvent des Klosters Loccum (Hg.): Kirche in reformatorischer Verantwortung: Wahrnehmen – Leiten-Gestalten. FS Horst Hirschler. Göttingen 2008, S. 499 – 521.

Dimensionen. Eine solche Gesellschaft ist so verfasst, dass sich diese aus den individuellen Begabungen erwachsenen Gaben und Fähigkeiten, biblisch "Charismen" genannt, zur möglichst eigenverantwortlichen Sicherung des Lebensunterhalts und im Interesse aller solidarisch einsetzen lassen.³

Damit ist von vornherein deutlich gesagt, dass die Verweigerung von Teilhabemöglichkeiten auf diesen Ebenen der Bildung und Erziehung aber auch der Beteiligung an der Wirtschaft eine Beeinträchtigung der von Gott allen geschenkten Würde im Doppelsinne des Zu- und des Anspruchs darstellen. Die Möglichkeiten, sich selbst durch eigene Arbeit auf Grundlage der eigenen Kompetenzen erhalten und für „die Seinen“ sorgen zu können, gehört wesentlich zu diesem Bild einer gerechten Gesellschaft dazu. Und es ist deutlich, dass Armut in dieser fundamentalen Hinsicht Gerechtigkeit in der Gesellschaft nachhaltig beeinträchtigt.

II. Selbstbestimmung und Selbstwirksamkeit

Von diesen grundsätzlichen – eben auch: geistlichen - Grundbestimmungen her ist von vornherein deutlich, dass der beste Schutz gegen Armut die Entwicklung von Selbstwirksamkeit und Selbstbestimmungsmöglichkeiten im Leben ist. Denn unsere Berufung richtet sich auf unsere Identität, auf unser Selbst, auf unsere Fähigkeiten. Berufung bedeutet: wir können in unserem Leben wir selbst sein und uns mit unseren Möglichkeiten in die Kooperation mit anderen einbringen. Niemand anders kann uns diese Aufgabe abnehmen. Menschen können ihr Leben bewältigen und sich selbst „einbringen“, aber sie müssen dies auch können und dazu durch das, was die Gesellschaft und andere Menschen an befähigenden und unterstützenden Möglichkeiten bereitstellen immer wieder in die Lage versetzt werden.

Dies bedeutet von vornherein, dass es insbesondere in der fröhkindlichen Erziehung – aber nicht nur dann – darauf ankommt, dass die Förderung von Selbstwirksamkeitserfahrungen an allererster Stelle steht. Selbstwirksamkeitserfahrung bedeutet erleben zu können, dass ich über wesentliche Bedingungen meines Lebens selbst die Kontrolle ausüben kann und nicht nur vom Wohlwollen oder gar der Willkür anderer abhängig bin. Ständig abhängig zu sein von der Willkür anderer, wäre geradezu eine besondere Form von Armut, selbst wenn dies keine materiellen Nachteile bedeuten sollte. Nur auf dieser Basis können Menschen auch die Erfahrung machen, dass es sich lohnt für andere da zu sein; dass sie selbst bedeutsam sind für andere. Und Untersuchungen über Formen von Resilienz und gelingender Lebensbewältigung, ja auch Studien zum Thema Glückserfahrung und Bedingungen eines gelingenden Lebens belegen, dass die Erfahrung, selbst wirksam sein zu können, selbst etwas bewirken zu können, im Leben etwas Neues anfangen zu können für uns alle ganz wesentlich ist. Diese Erfahrung hat nichts mit Egoismus oder reinem Selbstbezug zu tun, sondern sie ist geradezu die Voraussetzung dafür, dass Menschen kooperationsfähig sind und mit anderen zusammenarbeiten können. Anders bedeutet dies auch, dass Menschen die Erfahrung, dass sie etwas können und darin Anerkennung finden, dass sie „gebraucht werden“, wie wir sagen würden, oder dass sie auch ein Stück Empowerment, d.h. eigene Machtentfaltung, erleben können, brauchen.

³ EKD: Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der EKD zur Armut in Deutschland. Gütersloh 2006, S. 11

In geistlicher Sicht sind dies Erfahrungen der Teilhabe an schöpferischer Qualität, wie sie sich im christlichen Glauben in der Vorstellung vom schöpferischen, ja vom arbeitenden Gott, verdichtet. Gerade so sind dies auch Erfahrungen von wohltuenden Grenzen; es geht nie darum, dass Menschen sich „im Gegenüber“ zur Schöpfung platzieren, sondern dass sie „in“ der Schöpfung wie Geschöpfe leben, sich mit ihren Gaben und Möglichkeiten in die Zusammenhänge mit anderen einbringen. Genau dies ist Teilhabe und genau an dieser Stelle beeinträchtigt Armut wesentliche lebenswichtige Erfahrungen von Menschen. Anders gesagt: Entscheidend ist, dass Menschen ihre eigene Bestimmung, oder eben geistlich, ihre eigene Berufung aktualisieren können und das Gefühl haben, dass sie an die Stelle, wo sie etwas tun, richtig platziert sind. Menschen, die dauerhaft arbeitslos sind, verlieren generell Werte wie Mut, Zuversicht oder gar Aufstiegswillen. Und sie geben sie auch nicht mehr an ihre Kinder weiter.

III. Dimensionen von Armut

Mit diesen Überlegungen ist schon angedeutet, dass die konkrete Armutserfahrung ein komplexes Gefüge von verschiedenen Bestimmungen und Bedingungen akzentuiert. Armut ist weder monokausal zu erklären noch nur an wenigen Indikatoren zu identifizieren.

In der entsprechenden Armutsforschung und auch in der ökumenischen theologischen Armutsdiskussion werden zumindest sechs Dimensionen von Armut⁴ unterschieden, die in verschiedener Weise aufeinander bezogen sein können. Dazu zählen im Einzelnen:

1. Materielle Armut

Natürlich ist materielle Armut in vielerlei Hinsicht zunächst die entscheidende Beeinträchtigungserfahrung, die Menschen machen können. Nach wie vor zählen wir zu den Armen in Deutschland auch statistisch gesehen vor allem materiell Arme; allerdings auch deswegen, weil man dies am leichtesten umfassend erfassen kann. Deutlich ist natürlich aber auch, dass materielle Armut in Deutschland etwas ganz anderes ist als in armen Ländern dieser Welt. Aber allgemein gilt: wer nicht in der Lage ist, sich mittels der Verfügung über eigenes Geld an anerkannten gesellschaftlichen Möglichkeiten beteiligen zu können und sich deswegen als von dem ausgeschlossen fühlt, was sich alle anderen leisten können, der ist zweifellos in einer in jeder Hinsicht psychisch und physisch benachteiligten Situation und erlebt dies in der Regel als Demütigung und entwickelt Scham.

2. Körperliche Schwäche

Dieses Kriterium überrascht vielleicht ein bisschen, aber die körperliche Schwäche, gesundheitliche Probleme und anderes gehören zur Definition von Armut unmittelbar dazu. In der weltweiten Situation ist dies auch unmittelbar einsichtig, aber auch in Deutschland greift dieses Kriterium. Arme Menschen werden schneller krank, sie haben andere Krankheiten als die Reichen und sie haben vor allen Dingen eine geringere Lebenserwartung als diejenigen, die unter besseren Bedingungen aufwachsen. Arme Menschen treiben nicht so viel Sport,

⁴ Vergl. zu den sechs Kategorien Bryant L. Myers: Walking with the poor. Principles and Practices of transformational development. Orbis Books New York 1999, S. 67 – Danke für den Hinweis auf dieses Buch an Anna Küster.

ernähren sich nicht so gesund, wie dies andere tun, und mangeln deswegen auch an körperlicher Stärke. Sie können deswegen nicht so arbeiten, wie andere. Allein ihnen das vorzuwerfen bringt nichts. Sich klar zu machen, was diese Situation volkswirtschaftlich kostet schon eher. Armut kommt der Gesellschaft in vielfacher Hinsicht viel zu teuer. Sie zu vermeiden ist immer billiger.

3. Isolation

Ein drittes Kriterium bezieht sich auf den Mangel an Zugang zu Dienstleistungen und zu Informationen. Aufgrund objektiver und subjektiver Bedingungen können sich arme Menschen nicht in den öffentlichen Bereichen bewegen, die sonst für alle zur Verfügung stehen, und haben nicht den Zugang zu entsprechenden Informationsmöglichkeiten u.ä. Man kann dem entgegenhalten, dass natürlich jeder heute hier bei uns Zugang zum Internet oder zum Fernsehen haben kann, aber der für alle gleiche Zugang reduziert sich in der konkreten Nutzung in der Regel auf sehr selektive Bereiche, die wiederum mit den eigenen Kapazitäten und den eigenen Bildungsaspirationen zusammenhängen.

4. Verletzlichkeit

Arme Menschen und arme Familien haben in der Regel wenig Reserven, um sich gegen Schwierigkeiten im Leben physisch und psychisch puffern zu können. Es fehlt an Wahlmöglichkeiten, die man nutzen könnte, um in bestimmten schwierigen Situationen sozusagen aus dem Wege gehen zu können oder auch Probleme zu lösen. Es fehlt an Ersparnissen und bisweilen eben auch an sozialem oder kulturellem Kapital, d.h. an Beziehungen und an Bildung, die mithelfen könnten, in schwierigen Situationen durch die Entwicklung längerfristiger Perspektiven zurechtzukommen.

5. Machtlosigkeit.

Kennzeichnend für die Situation in Armut ist die mangelnde Fähigkeit, eigene Lebensbedingungen – und sei auch nur in der unmittelbaren eigenen Umgebung – selbstbewusst kontrollieren zu können. Es fehlt auch an Wissen, um sich eine größere Kontrolle wichtiger Lebensbezüge aufzubauen. Die Umwelt wird als etwas Bedrohendes, Fremdes erfahren, was das eigene Leben unzulässig einschränkt und wovon man abhängig ist. Solche Erfahrungen der Machtlosigkeit haben unmittelbaren Einfluss auf die seelische und körperliche Gesundheit.

6. Spirituelle Armut

Auch dieses Kriterium überrascht vielleicht. Spirituelle Armut bezieht sich darauf – wie schon erörtert –, dass Menschen in Armutssituationen wenig in der Lage sind, ihre eigene Bestimmung bzw. ihre Berufung zu erkennen, aktiv auszuarbeiten und sich auf sie hin zu bewegen. Oft ist die Armutssituation gerade in dieser Hinsicht von Hoffnungslosigkeit und Resignation gekennzeichnet. Es mangelt an Visionen und an dem Glauben, dass Veränderung möglich ist. Entsprechend fehlt es auch, wie in mehreren Studien gut belegt ist, an Träumen und Visionen für eine bessere Zukunft. Entsprechend verbaut ist deswegen auch oft der Zugang zum Glauben bzw. zur Religion: Sie wird als etwas Irreales, Weit-Entferntes, Theoretisches erlebt. Die Liebe, von der z.B. 1.Kor 13 spricht, die gibt es doch gar nicht. Wird aber ein Zugang zum Glauben wieder geschaffen, kann es leicht sein, dass sich auch auf anderen Ebenen wieder mehr Kräfte bei den Armen herausbilden.

Sie sehen anhand dieser sechs Kategorien, wie komplex die Armutssituation ist. Sie sehen vor allem, dass die materielle Dimension längst nicht alles abdeckt, aber natürlich im Zentrum steht. Sie sehen auch, dass die Frage der geistlichen Begleitung armer Menschen eine eminente aktivierende, ermutigende Funktion haben kann. Wo Menschen nicht mehr in der Lage sind, von der Realisierung ihrer eigenen Bestimmung zu träumen und aktiv auf sie zuzugehen, braucht es eben auch entsprechende geistliche Ermutigung. Zu erfahren, dass der gekreuzigte Gott an ihrer Seite steht und sie in ihrer Schwachheit unterstützt, kann etwas ganz Wesentliches sein, wie insbesondere auch ökumenische Erfahrungen zeigen. In Deutschland ist uns diese Dimension der Armutsbekämpfung leider abhanden gekommen.

IV. Das Milieu der Armut

Die aufgezeigten Bedingungsfaktoren und Facetten von Armut können dazu führen – und in Deutschland ist dies in den letzten Jahren immer stärker zu beobachten –, dass sich in bestimmten Gegenden, Stadtteilen, Dörfern und anderswo Milieus der Armut herausbilden, in denen arme Menschen einen Rückzugsort haben und sich geschützt fühlen, weil sie sich im Bereich öffentlicher Räume aus objektiven und subjektiven Gründen kaum bewegen können. Aber dies können auch Orte sein, in denen meist unter Zuhilfenahme von professioneller Assistenz Aktivitäten entwickelt werden, um sich aus der Armut zu befreien bzw. in der Armut, wenn es nicht anders geht, zu überleben.

In solchen Milieus der Armut finden sich eine ganze Reihe von Armutsprojekten, die bei uns in der Kirche seit Beginn des Wachstums der Arbeitslosigkeit Anfang der 80er-Jahre gestartet worden sind. Es gibt hier deswegen gute nachhaltige Kontakte zu den betreffenden Menschen, die ihnen auch zugute kommen. Dazu zählen natürlich die vielen Tafeln, die in Deutschland begonnen worden sind und in denen arme Menschen eine Unterstützung, vor allem für die eigene Nahrungsmittelversorgung, aber vielfach auch Bezug auf den sozialen Zusammenhalt finden können. Und mittlerweile gibt es ja auch die Sozialkaufhäuser und andere Aktivitäten, die sowohl zur Stabilisierung eines Milieus der Armut beitragen als auch Selbsthilfemöglichkeiten darstellen.

Auf der anderen Seite ist bei allem Positiven, was gegenüber dieser Situation zu sagen ist, auch festzuhalten – und die Diskussion ist ja nicht neu –, dass sich durch die Herausbildung eines solchen Milieus der Armut die betreffenden Menschen vom Mainstream der Gesellschaft abkoppeln und sich in der Armut mehr oder minder gefühlt - gezwungen einrichten. Den Armen wird so stets zugleich geholfen und aber auch geschadet. Die Studie über Armut in Hamburg, die unser Institut durchgeführt hat, hat ja nicht umsonst den Titel „Ausgegrenzt und abgefunden?“.⁵ Claudia Schulz konnte in Hamburg beobachten, wie sich solche Milieus herausbilden, weil sich in ihnen die vorhandenen Potentiale der betreffenden Menschen auf das Überleben in der bestehenden Situation konzentrieren (müssen) und die Kraft fehlt, noch aus der Armut herauszukommen oder eben auch nur herauskommen zu wollen. Oft ist auch die öffentliche Diskussion, die sich vor allen Dingen an statistischen Zahlen abarbeitet, die für die Armen regelmäßig wenig Hoffnung ausweisen, Arbeitsplätze finden zu können, an solcher Situation mitschuldig. Denn solche Zahlen werden von

⁵ Claudia Schulz: Ausgegrenzt und Abgefunden? Innenansichten der Armut. Eine empirische Studie. Münster 2007

den Armen als Zeichen der Entmutigung interpretiert - als Alibi - um sich nicht mehr bemühen zu müssen, aus der Armut wirklich herauszukommen – obwohl es ja hier stets um Durchschnittswerte geht, die für den einzelnen Betroffenen gar nichts sagen können.

Bei aller objektiven Benachteiligung, die aus der Armutssituation erwächst, und aller Mängel, die aus der Existenzsicherung nach SGB II resultiert, gibt es offensichtlich auch eine Art des sich Einrichtens in der Armut, womit sich Menschen längst von den leitenden Wertorientierungen der Gesellschaft abgekoppelt haben. An dieser Stelle zu helfen, setzt viel Fachkompetenz und Liebe zu den betreffenden Menschen voraus - aber auch an der Bereitschaft, sie produktiv verunsichern zu wollen. Nur durch eine helfende Störung in ihren Routinen können ihre Potentiale wieder geweckt werden. Die bestehenden Aktivitäten – wie z.B. die Tafeln – sollte man deswegen nicht kritisieren sondern helfen, dass sie sich zu befähigenden Aktivitäten weiterentwickeln können.

V. Das Ausmaß der Armut

Wie bereits gesagt, wird die Armut in Deutschland nach wie vor vor allem von der materiellen Ebene her erfasst, obwohl die wissenschaftliche Diskussion längst herausgearbeitet hat, dass für die Verfassung von Teilhabechancen ganz andere Größen eine Rolle spielen - wie ich sie oben auch versucht habe, aufzuführen.

Deutlich ist vor allem, dass für die tatsächliche Fähigkeit zur Bewältigung von Armut der Faktor Bildung eine herausragende Rolle spielt. Wer eine gute Bildung erlangt hat, verfügt in der Regel über „innere Kompetenzen“, die ihn oder sie befähigen, im Falle des Geratens in eine Armutssituation Perspektiven längerfristiger Art, begründete Hoffnungen zu entwickeln, die dann auch nach einer gewissen Zeit wieder aus der Armut heraushelfen können. Rein materiell definierte Armut ist deswegen nicht immer mit wirklicher Armut gleichzusetzen. Dennoch ist es so, dass sich die Masse der Armen in Deutschland natürlich im Bereich auch materiell armer Menschen verdichtet. Zu den besonders gefährdeten Gruppen gehörten Arbeitslose und Alleinerziehende, womit auch die entscheidenden Armutsriskiken benannt sind: An erster Stelle steht also die Situation, in der man den eigenen Arbeitsplatz verliert, und an zweiter Stelle – dies überrascht vielleicht auch – stehen Trennungen bzw. Scheidungen.

Die letzten aktuellen Zahlen sind für den 3. Armutts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung berechnet worden. Demnach war im Jahr 2005 etwa jeder achte Bundesbürger (= 13 Prozent) arm. Ohne den umverteilenden Sozialstaat, ohne Sozialtransfers, wie z.B. Wohn- oder Kindergeld, wäre es sogar jeder vierte (= 26 Prozent) gewesen. Diese Zahlen, die sich auf das Jahr 2005 beziehen, sind in mehrfacher Hinsicht irreführend, weil es hier zu einer Umstellung der Berechnungsgrundlagen gegenüber den vorherigen Armutts- und Reichtumsberichten gekommen ist und weil sich die Armutssituation wahrscheinlich im Jahre 2006 und 2007 durchaus verbessert hat. Auf der anderen Seite ist in aller Deutlichkeit davon auszugehen, dass aufgrund der schweren Wirtschaftskrise, die wir im Augenblick haben, die Situation in Zukunft wieder gravierender werden wird.

Deutlich ist weiter, dass sich die Armutssituation in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren in Deutschland erkennbar verschärft hat. Die Schere zwischen Armut und

Reichtum öffnet sich weiter. Die oberen 10 Prozent der Einkommensbezieher haben in den letzten Jahren zugelegt, die unteren 10 Prozent dagegen verloren. Nach der den Armut- und Reichtumsberichten zugrunde gelegten EU-Definition ist von Armut bedroht, wer über weniger als 60 Prozent des mittleren Nettoeinkommens aller in einem Land verfügt. Dies waren im Jahr 2005 monatlich 781 Euro netto für Alleinstehende.

Blickt man näher in diese Ergebnisse hinein, so werden jedoch statistische Probleme deutlich. Der Armut- und Reichtumsbericht beruht auf einer EU-weit geführten neuen Statistik und ist somit europaweit auch vergleichbar. Die bisherigen Armut- und Reichtumsberichte basierten auf Ergebnissen des soziökonomischen Panels des DIW in Berlin. Hier kommt man aufgrund anderer Berechnungsmethoden zu anderen Ergebnissen. Demnach lag die Armutsriskoschwelle für Alleinstehende 2005 nicht bei 781 Euro, sondern bei 880 Euro. Folglich waren 18 Prozent der Bundesbürger von Armut bedroht. Vier Jahre zuvor waren es noch 15 Prozent. Die Statistiken liefern allesamt korrekte Ergebnisse, beziehen sich aber auf unterschiedliche Erhebungs- und Berechnungsmethoden. Eine große Differenz liegt bei der Armutssquote von Kindern bis 15 Jahren vor. Sie betrug laut Armut- und Reichtumsbericht der Bundesregierung 12 Prozent, laut SOEP 26 Prozent.

Aber ganz gleich wie man diese Zahlen nun im Einzelnen deutet: deutlich wird, dass sich die materielle Armut in Deutschland in den letzten Jahren vergrößert hat, und wie gesagt, dieser Prozess wird weitergehen. Demgegenüber hat auch der Reichtum zugenommen. Aber man kann natürlich an dieser Stelle eine Reihe von Fragen stellen, denn mit der Definition des Armutsriskos bei 60 Prozent des mittleren Einkommens ist eine nur relative Armutdefinition geliefert. Ob diejenigen, die soviel Geld haben, wirklich von Teilhabeausschluss und Exklusion betroffen sind, ist stets noch eine weitere Frage, die man allein anhand dieser Zahlen nicht beantworten kann. Hier setzt denn auch eine ernst zu nehmende Kritik an: Solange man Armut relativ zum durchschnittlichen Gesamteinkommen der Menschen definiert, wird man kaum jemals in eine Situation kommen können, in der Armut abgeschafft werden wird. Denn das wäre nur dann möglich, wenn alle annähernd dasselbe Einkommen verdienen würden, was aber kaum zu erwarten und wahrscheinlich auch gar nicht sinnvoll ist. Es könnte also sein, dass die Gesellschaft insgesamt erheblich reicher wird, aber durch die Differenzierung der Einkommen immer Arme ausgewiesen werden, selbst wenn diese dann mittlerweile auf Einkommen von 1000 oder 2000 Euro kommen würden. Von einer solchen Situation sind wir allerdings weit entfernt. Faktisch vergrößern sich die Abstände.

Besser wäre es also durchaus, eine absolute Armutdefinition zu haben, die auf klaren Indikatoren beruht und auch ein bestimmtes Einkommensniveau definiert aber noch weitere Sichten beinhaltet. Auf der anderen Seite ist natürlich für eine reiche Gesellschaft allein eine relative Armutdefinition angemessen. Denn da in einer reichen Gesellschaft sowohl die Chancen als auch die Kosten für die volle Teilhabe für jeden Einzelnen gegenüber einer armen Gesellschaft erheblich höher liegen, kann Armut immer nur relativ zum Gesamtreichtum einer Gesellschaft definiert werden. Anders ist eine sinnvolle Diskussion kaum möglich.

VI. Das Versprechen des SGB II

Fragt man nun, welchen Schutz es gegen Armutssbedrohung in Deutschland gibt, so muss über den Sozialstaat geredet werden. Gemeint sind in diesen Fällen zunächst die Bereiche der Sozialgesetzgebung, die wir in Deutschland früher unter den Begriffen Sozialhilfe, Arbeitslosenhilfe und auch Arbeitslosengeld gekannt haben und die es heute vor allen Dingen kodifiziert im SGB II (Grundsicherung für Arbeitssuchende, „Hartz IV“) bzw. SGB XII (Sozialhilfe) gibt.

Dieses System der Sicherung ist im Zuge der Agenda 2010 unter der rot-grünen Regierung erheblich verändert worden. Der Hintergrund für diese Veränderungen war, dass man den früheren Sozialhilfe- und Arbeitslosenhilferegelungen - meines Erachtens durchaus zu Recht - vorgeworfen hat, dass sie lediglich auf eine materielle Versorgung der Betreffenden abzielten – obwohl dies im Wortlaut der Gesetzestexte durchaus anders war – und deswegen die betreffenden Armen eher zur Passivität verleiteten, als ihnen wirklich halfen, aus der Armut wieder herauszukommen.

Anders gesagt: es ging im alten Modell zu wenig darum, Menschen, die in Not gerieten, zu helfen, ihre eigenen Kräfte wieder zu mobilisieren, sich aktiv um einen Arbeitsplatz zu kümmern und so aus der Armut wieder herauszukommen. Insgesamt war die Situation vor allen Dingen im Arbeitslosenhilfebereich so geartet, dass man sich gerade bei Älteren damit abfand, dass sie bis zur Rente in diesem Leistungsbezug bleiben konnten, da man ohnehin keine Chance sah, ihnen in irgendeiner Weise aktivierend zu helfen. Dies sollte nun, auch aufgrund von Einsparnotwendigkeiten in diesem Bereich, deutlich geändert werden und man hat deswegen als oberstes Ziel der SGB II-Gesetzgebung die Befähigung der Menschen, sich selbst zu helfen, aus der Versorgungssituation wieder herauszukommen zu können, als oberstes Ziel gesetzlich festgeschrieben. Das geschah vor allem mit den berühmten Begriffen des „Fördern und Fordern“.

Gegenüber der früheren Situation stehen nun den entsprechenden Fallmanagern bzw. Sozialarbeitern wesentlich mehr Möglichkeiten zur Verfügung, den Menschen im Prinzip individuell bezogen besser zu helfen, sie besser in ihrer Situation in den Blick zu nehmen und ihnen auf diese Weise wieder bessere Zugänge in die Arbeit zu eröffnen. Das oberste Ziel ist nicht mehr, wie dies früher der Fall war, die Aufrechterhaltung einer Situation in Würde unter Bedingungen der Armut, bzw. wenn es genau nach dem Wortlaut des Textes geht: geschützt vor Armut, sondern den Weg heraus aus der Armut zu beschreiten. Im Text des SGB II heißt es in §1: „Die Grundsicherung für Arbeitssuchende soll die Eigenverantwortung von erwerbsfähigen Hilfebedürftigen und Personen, die mit ihnen in einer Bedarfsgemeinschaft leben, stärken und dazu beitragen, dass sie ihren Lebensunterhalt unabhängig von der Grundsicherung aus eigenen Mitteln und Kräften bestreiten können.“

Auf diese Weise ist ein richtiggehender Paradigmenwechsel in der Sozialpolitik zustande worden. Frühere soziale Sicherungssysteme in Deutschland haben sich auf Fürsorge beschränkt und die befähigenden Aspekte wenig ernst genommen. Entsprechend schwierig ist es dann auch geworden, die Umsetzung der neuen Gesetzeslage angemessen zu gestalten. Das Ergebnis ist bisher ausgesprochen ernüchternd. Eine Studie des WZB hat erst kürzlich nachweisen müssen, dass gerade die Zielgruppe der Langzeitarbeitslosen nicht profitiert hat. Innerhalb des Zeitraums von 2002 bis 2007 ist es zu keinen spürbaren Verbesserungen der Wiederbeschäftigungschancen für Menschen, die länger als 12 Monate arbeitslos

sind gekommen.⁶ Ein entscheidender Grund ist, dass die Betreuungsdichte, die ursprünglich vorgesehen war, längst nicht erreicht ist und auch die Qualifikation der Fallmanager anscheinend nicht ausreicht, um wirklich gezielt individuell helfen zu können. Nach allem, was wir wissen, reduziert sich deswegen trotz vielen guten Willens im Bereich der Agenturen für Arbeit bzw. der Arbeitsgemeinschaften das ganze System doch weitgehend auf das Fordern von bestimmten Leistungen, die die Arbeitslosen erbringen müssten, wohingegen sich die Förderpraxis auf wenige Maßnahmen begrenzt. Entscheidend ist, dass zwar z.T. heftige Sanktionsmechanismen für die „Fälle“ vorgesehen sind, in denen die betreffenden Arbeitslosen bestimmten Auflagen nicht nachkommen, aber relativ wenig bis gar keine positiven Motivationsanreize zur Verfügung stehen, um entsprechende Fortschritte auch belohnen zu können.

Aus der Forschung ist zudem bekannt, dass der wichtigste Faktor dafür, dass Menschen sich aus der Armut befreien, ihr eigenes Selbstbewusstsein ist. Wenn sich Selbstbewusstsein aufgrund eigener Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und Anerkennung aufbaut, kann der Weg aus der Armut gebahnt werden. Und natürlich hat dies auch mit Erfahrung der Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns zu tun. Aber der Weg wird verbaut, wo dauernde Fremdbestimmung und Entmündigung erlebt wird. In dieser Hinsicht ist die auch die Höhe der Grundsicherung von Bedeutung. In der Umstellung der Sozialgesetzgebung haben sich zwar Vorteile für die ehemaligen Sozialhilfebezieher, aber klare Nachteile für die Arbeitslosenhilfebezieher ergeben, die insgesamt verhindert haben, dass die neue Situation breit akzeptiert wurde. Prinzipiell gesehen bietet das SGB II bessere Instrumente auf Augenhöhe helfen zu können – aber die Umsetzung hinkt den Prinzipien weit hinterher.

Man hat hier etwas Gutes vorgehabt, - aber die Versprechen sind bisher nicht eingelöst worden. Das hat nichts mit einem angeblich miesen Menschenbild der SGB II Macher zu tun – das Menschenbild der alten Sozialhilfe war viel resignativer. Jetzt wird auf die Aktivierung von Potentialen und Verhandlungen mit den Betroffenen gesetzt. Eigentlich käme das einer Revolution und Zivilisierung der alten Fürsorge gleich. Aber man hat wohl übersehen, dass dies alles wirklich ernst genommen, doch beträchtlich mehr Geld als im alten System kosten würde. Menschen, die für andere Menschen tätig werden, müssen nun einmal bezahlt werden. Im Sinne eines sich wirklichen Kümmerns um die Armen in Deutschland muss hier noch eine ganze Menge nachgeholt werden. Die Herstellung wirklicher Chancengleichheit erfordert mehr Verteilungsgerechtigkeit als bisher.

VII. Befähigung und Bildung

Der Paradigmenwechsel in der Sozialpolitik ist vor allem damit begründet worden, dass man in Zukunft eine wesentlich bessere Bildungspolitik betreiben will, die auch den sozial benachteiligten und armen Kindern zugute kommen sollte. Chancengleichheit zu Beginn des Lebens sollte besser als bisher hergestellt werden. Dies ist deswegen von großer Bedeutung, weil Bildung rein statistisch gesehen deutlich vor Armut schützt: wer einen höheren Bildungsabschluss hat, hat erheblich größere Chancen, einen Arbeitsplatz zu finden. Geringer Qualifizierte werden dagegen häufiger arbeitslos oder erreichen nur prekäre Jobs im Niedriglohnbereich an der Grenze zur Armut. Zudem hat Bildung mit dem Aufbau einer „inneren Haltung“

⁶ So berichtet in der SZ vom 28.4. 09 S. 6

und der Entwicklung von langfristigen Perspektiven des eigenen Lebens und einer entsprechenden Einstellung zu tun („deferred gratification pattern“). Es lässt sich belegen, dass besser Gebildete, die in Armut geraten, leichter wieder aus ihr heraus kommen als andere. Insofern ist die Verbesserung des Bildungszugangs für alle von großer Bedeutung.

Das Bildungswesen in Deutschland ist aber bisher, um es etwas abgekürzt zu sagen, nach wie vor fast ständestaatlich bestimmt. Es teilt die Menschen zu stark, zu früh und zu heftig in bestimmte Lebensbereiche ein und fördert zu wenig die individuellen Begabungen. Insbesondere ist unser Bildungssystem, wie Sie alle wissen, dadurch gekennzeichnet, dass wie in kaum einem anderen Land der Welt die soziale Herkunft mit dem Bildungserfolg gekoppelt ist und diese Erfahrung bereits in der fröcklichen Erziehung ansetzt. Das Ergebnis ist, dass etwa 15 - 20 Prozent der Schülerinnen und Schüler in Deutschland das Schulsystem ohne einen Schulabschluss verlassen, der sie zur Aufnahme einer Arbeit und damit zur Realisierung ihrer Kompetenzen in der ökonomischen Kooperation befähigen würde. Diese Risikogruppe kommt zum größten Teil aus Familien, in denen auch schon vorher negative Erfahrungen mit Bildung und dem Erreichen eines Arbeitsplatzes gemacht worden sind.

Hier existiert natürlich auch eine große Verantwortung unserer Kirche, da sie ja in letzter Zeit im Bildungsbereich erheblich investiert, eine große Zahl Schulen übernommen hat und zudem im fröcklichen Bereich der wesentliche Bildungsträger und Erziehungsträger in Deutschland ist. An dieser Stelle könnte deswegen mehr an Befähigung für Kinder aus armen Familien getan werden. Ich sehe hier geradezu strategische Weichenstellungen. Aber dies bedeutet, dass an dieser Stelle erheblich mehr an individuellen Fördermöglichkeiten für arme Kinder erschlossen werden muss. Wieweit eine Diskussion über das mehrgliedrige Schulsystem insgesamt nötig ist, will ich an dieser Stelle nicht weiter diskutieren. Aber klar ist: Das Gymnasium ist und bleibt eine fast erbliche Domäne und hat mit der Frage der Befähigung Ärmerer oder gar der Bekämpfung von Armut überhaupt nichts zu tun. Dies im Interesse der Schwächsten zu ändern, ist äußerst schwierig, wie jetzt deutlich in Hamburg zu sehen ist. Aber deutlich ist: Wenn sich unsere Kirche besonders in diesem Bereich engagiert hat sie eine besondere Verantwortung.

VIII. Arbeitsplätze

Die beste Ausbildung und Befähigung nützt jedoch nichts, wenn es keine Arbeitsplätze gibt, die eingenommen werden können. Der deutsche Arbeitsmarkt ist jedoch recht exklusiv: wer wenig qualifiziert, wenig belastbar und dann auch noch älter ist, hat wenig Chancen überhaupt hinein zu kommen. Das ist ja auch wahrlich keine neue Situation. Der Status des Exportweltmeisters beruht auf einer gewaltigen Produktivität der deutschen Arbeitnehmer – und die wiederum ist Funktion dieser Faktoren.

An dieser Stelle ist die Diskussion nun recht kompliziert. Auf der einen Seite haben wir in Deutschland in den letzten Jahren ein enormes Anwachsen des Niedriglohnsektors gehabt, der, weil in ihm keine vernünftigen Löhne verdient werden können, zu Recht großer Kritik unterliegt. Die EKD und andere haben mehrfach gefordert, diesen Sektor so klein wie möglich zu halten, was aber natürlich als Aussage auch nicht sonderlich präzise ist. Dieser Niedriglohnsektor existiert vor allen

Dingen in den Gegenden, in denen es ohnehin wenig wirtschaftliche Dynamik gibt. Dort, wo sich wirtschaftlich eine ganze Menge tut, z. B. in Bayern oder Baden-Württemberg, ist der Niedriglohnsektor auch entsprechend klein, da insgesamt der Wohlstand größer ist und auch geringer qualifizierte Menschen in der einen oder anderen Weise noch Beschäftigung finden können.

Insgesamt jedoch ist es so, dass sich das Problem der Arbeitslosigkeit und damit auch der Armut bedroht insbesondere auf diejenigen konzentriert, die über geringere oder auch über gar keine Qualifikationen verfügen. Für sie bietet, so seltsam das klingt, der Niedriglohnsektor oft die einzige Chance, überhaupt einen Arbeitsplatz zu finden, wenn sich nicht Arbeitsplätze im öffentlich geförderten Bereich ergeben. Hier haben wir aber einen Abbau von Arbeitsplätzen nach dem Wegfall bzw. der Reduktion von ABM u. Ä. erlebt. Es existieren weitgehend nur noch die 1-Euro-Jobs, die aber durch ihre Befristung und geringe Bezahlung für die Betreffenden nicht allzu motivierend sind. Insgesamt ist es so, dass nach allen Erkenntnissen ein Arbeitsplatz häufig besser ist als kein Arbeitsplatz ist, selbst wenn er nicht besonders viel Anerkennung findet und auch nicht allzu gut bezahlt ist, weil das Gefühl, in einen kooperativen Zusammenhang des Arbeitens eingebunden zu sein, die Menschen meistens stabilisiert. Dieses lässt sich an vielen Beispielen auch deutlich belegen. Allerdings darf dies keine Rechtfertigung sein, nur noch schlechte Arbeitsplätze vorzuhalten und die Betreffenden auszubeuten.

In diesem Zusammenhang gibt es sodann die Diskussion um Mindestlöhne, die auf der Ebene der EKD bisher zu keiner klaren Beschlusslage geführt hat. Mindestlöhne stabilisieren das Lohnniveau insbesondere im Niedriglohnsektor und machen deswegen dadurch einen guten Sinn, dass sie die Arbeitsleistungen in diesem Bereich aufwerten und so zum Gefühl der Selbstwirksamkeit der Betreffenden beitragen können. Auf der anderen Seite ist das Gegenargument, dass der Mindestlohn die Schwelle für den Einstieg in Arbeit heraufsetzen und deswegen gerade für geringer Qualifizierte Arbeitsplätze wegfallen würden. Wie dem auch immer sei: Deutlich ist im europaweiten oder weltweiten Vergleich, dass Mindestlöhne keine wirkliche Maßnahme gegen Armut sind. Es gibt Länder, die über Mindestlöhne verfügen, und höhere Armutsraten als Deutschland aufweisen.

Das Einzige, was wirklich hilft, sind Arbeitsplätze für Menschen, die geringere Qualifikationen haben, und es führt wohl kein Weg daran vorbei, dass dies in Zukunft weitaus mehr als bisher wieder über öffentlich geförderte Arbeiten geschehen muss. So gibt es gute Beispiele mit Sozial-Holdings, in denen länger Arbeitslose beschäftigt und qualifiziert werden. Allerdings haben entsprechende Beschäftigungsprogramme für den ersten Arbeitsmarkt, insbesondere für ältere Arbeitslose, die in Deutschland gefahren worden sind – darauf habe ich schon hingewiesen –, so gut wie keine wirkliche Resonanz gehabt, auch nicht von Seiten von Diakonie und Kirche. Es ist offensichtlich so, dass es hier ein Potential und eine große Gruppe von Menschen gibt, mit denen sozusagen niemand mehr „etwas anfangen kann“, selbst die Gutwilligen nicht. Es hat keinen Sinn jeden nach dem Motto des SGB II in den ersten Arbeitsmarkt bringen zu wollen. Es braucht geschützte Bereiche. Hier bleibt dann nichts anderes übrig, als diese Menschen angemessen und d.h. würdevoll zu versorgen, da es andere Formen der Aktivierung nicht gibt. An dieser Stelle muss eine Korrektur des bisherigen Paradigmenwechsels erfolgen. Wir werden nicht alle Menschen befähigen können, schon gar nicht mehr in dieser Generation. Wenn dies

aber so ist, bedarf es einer angemessenen materiellen und auch sonstigen Unterstützung und Versorgung.

IX. Beteiligung in der Zivilgesellschaft

Abgesehen von materiellen und sozialpolitischen Fragen, die sich in dieser Situation stellen, bleibt eine zentrale Aufgabe, die gerade unsere Kirche und die Kirchengemeinden betreffen: nämlich die Herausforderung, die betreffenden Menschen schlicht und einfach angemessen und vollgültig an öffentlichen Aktivitäten zu beteiligen. Dies ist zunächst einmal keine Frage von Geld, sondern von der Förderung eines den Armen gegenüber aufgeschlossenen Klimas und der Förderung von Toleranz und Solidarität in den Gemeinschaften, die es vor Ort in den Stadtteilen und Dörfern gibt. In dieser Hinsicht sind christliche Gemeinden besonders gute Übungsfelder, um mehr Teilhabe für arme Menschen zu ermöglichen. Es geht um viele Mut machende Aktivitäten vor Ort, in denen die einen Verantwortung für die anderen übernehmen. Dies kann auf ganz verschiedene Weise geschehen. Einige Landeskirchen fördern solche Projekte mittlerweile: Hannover und Baden mit je einer Million Euro, die durch Spenden weiter aufgestockt werden. Damit können Zeichen der Hoffnung gesetzt werden.

Zunächst einmal sicherlich einfach dadurch, dass man den Umgang mit ihnen bewusst macht und diskriminierende Faktoren in der Gemeinde auszuschalten versucht. Dabei ist allerdings immer darauf zu achten, dass das Ausschalten diskriminierender Faktoren nicht zu einem herablassenden Patriarchalismus führt, wie ich es noch aus früheren Zeiten kenne, wo die Kirchengemeinde zu Weihnachten Pakete mit Süßigkeiten an die Armen verteilt hat, aber sich ansonsten der Armen nicht weiter annahm, vielleicht einmal abgesehen davon, dass man beim Pastor immer am Monatsende Gutscheine für EDEKA bekommen konnte. Solche Maßnahmen sind gut gemeint und sollen auch nicht unterbleiben, aber sie stellen sicherlich keine Maßnahmen dar, um die Armen aus ihrer Isolation zu holen und zur Teilhabe zu befähigen. Und es gibt auch Formen von Freundlichkeit die die Armen eher auf Abstand halten.

Nachhaltiger sind Aktivitäten in den Kirchengemeinden zusammen mit der Diakonie oder anderen Trägern, die konkret auf die Befähigung und die Unterstützung von Armen zielen, möglicherweise ihnen eigene Räume eröffnen und Betätigungsmöglichkeiten anbieten. Auch sind natürlich Maßnahmen im Bereich der Bildung, wie Schularbeitenhilfe und individuelle Betreuung, Patenschaften u. Ä. gute Möglichkeiten, zumindest individuell Wege aus der Armut aufzuzeigen. Auf jeden Fall könnten Inklusionsmöglichkeiten für Arme gezielt verbessert werden. Sie setzen immer daran hat, dass man ihrem Milieu Zutritt zur Gemeinde verschafft und dieses dann auch durch die in der Gemeinde möglichen Begegnungen erweitert und verändert.

Insgesamt gesehen sind allerdings die Kirchengemeinden in Deutschland in einer sehr deutlichen Weise in einem mittelschichtsverhafteten Milieu beheimatet, d.h. in einem Milieu von relativ besser Gebildeten und besser Gestellten, das sich in der Regel von den Armen sehr deutlich abgrenzt – und zwar auf der Ebene von deutlichen Geschmacksunterschieden, habituellen Differenzen, die oft selbst dann greifen, wenn man von der Absicht her nur Gutes im Sinn hat. Das bedeutet nichts anderes, als dass in alltäglichen Aktivitäten einer Kirchengemeinde arme Menschen

sich nicht nur oft nicht wohlfühlen, sondern auch noch durch Gesten, Blicke, u.ä. ausgrenzt werden. An dieser Stelle bewusst zu arbeiten, wäre nötig, aber hierfür braucht es Interesse und Bereitschaft, die leider nicht immer vorhanden sind. Es gibt viel Engagement in unseren Gemeinden – aber es erschöpft sich in der Beschäftigung mit seinesgleichen. Wirkliche Missionarische Gemeinde zu werden bedeutet nicht zuletzt auch den Armen den Glauben zu bringen. Dafür braucht es viele neue Ideen und Unterstützung.

X. Der eigenen Bestimmung gerecht werden können

Am Ende dieser Thesen sei noch einmal auf die geistliche Herausforderung der Armut-Situation hingewiesen. Armut schlägt nicht nur auf den Körper durch, sondern sie beschädigt auch Seele und Geist der Menschen. Sie kann den Zugang dazu verbauen, sich selbst als von Gott Berufene und Beauftragte zu verstehen und entsprechend seine eigenen Kräfte so zu organisieren, dass man dem auch gerecht werden kann. An dieser Stelle braucht es deswegen mehr „spirituelle Befähigung“ der betreffenden Menschen. Sie wird allerdings in anderen Formen verlaufen, als dies sonst in den Kirchengemeinden geschieht - aber das Evangelium bleibt dasselbe.

Wenn man sich in das Evangelium vertieft, dann merkt man von der ersten bis zur letzten Seite des Neuen Testaments, wie sehr hier eine Botschaft entfaltet wird, die gerade für arme Menschen von enormer Bedeutung ist, die sich gerade an arme Menschen richtet und in denen sich Gott als an ihrer Seite stehend begreift und ihnen Kraft und Mut vermitteln will. Die Liebe zu den Armen aber berührt ihre Körper und macht sich mit ihnen auf den Weg. Sie weiß, dass auch diese alle eine Bestimmung haben, die noch so sehr unter Resignation, Entmutigung, Passivität – vielleicht auch Faulheit - verschüttet sein kann. Aber sie bleibt erhalten: Gott hat etwas mit ihnen vor.

Die schönste neutestamentliche Geschichte in diesem Zusammenhang ist die von der Heilung des Gelähmten am Teich Bethesda.⁷ Da liegen sie alle herum, die Kranken und warten, dass sich etwas tut. Eine Versammlung des Elends, die ihre Selbstverantwortung aufgegeben hat und im wahrsten Sinne des Wortes „nicht mehr hochkommen können“. Eine „Self-Pity-Party“ hat das mal jemand genannt. Und dann kommt Jesus und sagt: „Wenn Du gesund werden willst, dann steh doch auf!“ Whow! Wie kann er das sagen? Du hast statistisch gesehen keine Chance. Du kannst nicht wirklich etwas tun – es sei denn jemand versorgt dich.

Aber nun eben ER. Jesus fordert – und genau das ist Förderung. „Ich trage Dich nicht zum Teich – weil ich weiß, dass Du es selber kannst! Ich traue Dir das zu! Ich weiß, es kostet Dich Mühe und Überwindung – Überwindung der Resignation. Aber Du schaffst das!“ Es ist diese Aufforderung, die gesund und heil macht und die die Teufelskreise durchbricht: Aufzustehen und zu gehen, weil man sich auf den Zuspruch Jesu, seine Art der Aktivierung und des Empowerments verlassen kann. Eben dies ist Glaube. Und siehe dar: Der Mensch wurde gesund! Und so heißt es auch zu uns: Mache Dich auf den Weg – ich werde bei Dir sein und tue desgleichen. Es ist dies eine transformierende, produktive, den anderen anpackende, herausfordernde Liebe, die über die Fehler der anderen traurig ist. Sie identifiziert

⁷ Vergl. Claudia Schulz a.a.O., S. 141 ff

sich mit den Armen – aber sie behält auch eine gewisse Distanz, weil sie nur so wirklich helfen kann.

Seinem Nächsten zum Christus werden – das hat Luther als Existenzbestimmung von uns Christen beschrieben. Gehen wir also zu den vielen Teichen Bethesda in unserem Land – machen wir uns auf den Weg und folgen ihm nach. Und ermutigen wir die Armen dazu, aufzustehen und aufrecht zu gehen. Darauf kommt es zuallererst an: Zu gehen, sich zu bewegen.